

HANSER  BERLIN

SARAH
LADIPO
MANYIKA
WIE EIN
MAULTIER,
DAS DER
SONNE EIS
BRINGT



ROMAN

4

»Sie haben Glück gehabt«, sagt die Teamleiterin im *Good Life*-Rehazentrum.

»Ja«, sage ich und nicke, denn ich weiß, dass ich Glück hatte. Ein Nachbar war zu Hause und hatte meinen Sturz gehört. Und ich weiß, dass ich mich sehr viel schlimmer hätte verletzen können. Und hätte ich keine Schmerzen, würde ich vielleicht etwas heiterer reagieren; stattdessen hole ich tief Luft, zwingen meinen Körper zu mehr Ruhe und Gelassenheit. Doch heute will mein Körper nichts zu tun haben mit seinem alten yogischen Ich. Ich bin erschöpft, und es passt mir nicht, dass mich jemand in ein schlabbriges T-Shirt ohne Büstenhalter gesteckt hat. Und es passt mir nicht, dass diese süßlich parfümierte Frau bestimmt meinen säuerlichen Morgenatem bemerkt. Also drehe ich mich zur Seite und suche auf dem Tisch nach einem Schmerzmittel.

»Was kann ich Ihnen holen?«, fragt die Frau.

»Nichts, ich habe alles«, sage ich, denn jetzt, wo ich meine Brille gefunden habe, kann ich erkennen, dass sie nicht viel jünger ist als ich selbst. »Ich bin nur leicht neben der Spur.«

»Das liegt an den Medikamenten, meine Liebe, die Wirkung ist noch nicht abgeklungen. Sie müssen sich jetzt schonen.« Sanft drückt sie mir die Hand.

»Vielleicht brauche ich nur Ablenkung.« Ich setze mich auf, um nicht in einer so hilflosen Position zu sein.

»Wann immer Sie so weit sind«, sagt sie, »wir haben jede Menge Aktivitäten im Angebot. Wir haben Ragtime-Musik, läuft genau in diesem Moment, wir haben einen Handarbeitskreis mit Stricken und Nähen ... Sogar Speed-Walking, Hula-Hoop und iPad für Anfänger, der Kurs ist gerade neu dazugekommen.«

»Am liebsten hätte ich eigentlich ein paar Bücher«, entgegne ich und schlackere mit meiner freien Hand.

»Haben Sie die Bibliothek gesehen?«

»Nein«, sage ich. Die Bücher, die ich will, sind meine eigenen Bücher,

aber die Frau hat schon angefangen, von der Bibliothek zu schwärmen. Stolz zählt sie ein paar Autoren auf, die hier Vorträge gehalten haben, als müssten sie mir etwas sagen, aber das tun sie nicht. Ich vermute, es sind keine von Rang und Namen. Da klingelt das Telefon der Frau, und sie entschuldigt sich, denn sie muss weiter. Ich hingegen bin erleichtert. Jetzt, wo sie weg ist, greife ich über meinen Nachttisch, hole mir das eine Buch, das ich habe, und lasse mich zurück ins Bett plumpsen. Ich weiß, ich habe Glück gehabt, natürlich weiß ich das, aber es passt mir nicht, so gebrechlich zu sein und mich ohnmächtig zu fühlen.

Das Buch hatte ich mir schon vor Jahren in mein Notfallgepäck gesteckt und dann beides vergessen, aber wer immer mich nach dem Sturz gefunden hatte, muss die Tasche neben dem Bett entdeckt und sie für meine normale Handtasche gehalten haben. Komisch, dass die Notfalltasche mitgekommen ist, obwohl sie eigentlich für eine ganz andere Art von Notfall gedacht war. Für Erdbeben und Tsunamis nämlich. Aber wie das Leben so spielt, nicht wahr? Immer war es das Unerwartete, diese ungeplanten Ereignisse, die einen am Ende zu Fall brachten. Ich hatte nie sehr viel übriggehabt für die Beschaffenheit und den Geruch dieser Schlangenledertasche, aber aus nostalgischen Gründen hatte ich sie behalten. In Kano hatte sie mir ein alter Hausa-Händler verkauft, und weil ich sie zusammen mit meiner Mutter auf dem Markt erstanden habe und weil der Händler darauf bestanden hatte, dass sie mir Glück bringen würde, habe ich mich nie von ihr getrennt. Das Glück, auf das ich als Kind gehofft hatte, war, dass Gott mich von meiner Kurzsichtigkeit heilt. Ich hatte mal von einem Mädchen gelesen, das seine Brille verliert und betet, dass sie gefunden werde, nur um verblüfft festzustellen, dass Gott ihr Gebet erhört und ihre schlechten Augen geheilt hat. Auf so eine Art Wunder hatte ich gehofft. Ich hatte mir sogar angewöhnt, über die Tasche zu reiben wie über eine Wunderlampe, bis mir aufging, dass Gott vielleicht gar nicht so begeistert davon wäre. Über Lampen zu reiben in der Hoffnung auf Zauberei war nicht gerade sehr christlich. Wahrscheinlich hatte ich meine Chance verspielt. Aber nach all diesen Jahrzehnten war das vielleicht jetzt der vom Händler prophezeite Glücksmoment, denn sonst ist hier im Zimmer nichts, womit ich mich beschäftigen könnte — Bett, Stuhl, Kommode, ein Schrank mit einem Fernseher und ein Tablett mit

Usambaraveilchen auf der Fensterbank. Die malvenfarbenen Blümchen stehen auf einem Plastiktablett, das nach Kantine aussieht. Und jetzt, wo der Schmerz nachlässt, schließe ich die Augen und konzentriere mich auf meinen Atem. Ich atme ein, ich atme aus. Was für grauenvolle Aktivitäten, die hier angeboten werden.

Ich denke an Fallschirmspringen und Bauchtanz und nicke ein. Und dann träume ich von Rennautos beim Safari Rally, wo Buttercup und ich in einer roten Staubwolke auf die Zielgerade zuschießen.

Ich wache auf, weil ich draußen Stimmen höre. Spanisch sprechende Stimmen. Irgendjemand erwähnt eine Party, und dann wird gelacht. Ich ärgere mich ein wenig darüber, wie viel Lärm sie machen, und versuche dabei, meinen Oberkörper in eine weniger schmerzhaftere Lage zu drehen. Ich huste, um den Hals freizubekommen, dann taste ich über den Nachttisch hinweg nach einem Glas Wasser. Meine Hand findet stattdessen meine Brille und das Buch, also nehme ich beides und versuche mich aufzuheitern, indem ich an zu Hause denke und an die Bücher, die mich erwarten. Die Bücher, die meiner Mutter gehört haben, stehen in meinem Schlafzimmer. Ihre Beatrix-Potter-Bände sind allesamt hinter den Glastüren der Vitrine. Die Wörterbücher und Zeitschriften liegen ganz unten, und alles andere wohnt dazwischen. Caesar hätte das nicht gern gesehen. Er hätte gesagt, ich hätte viel zu viel Kram.

Ich war 22, als wir geheiratet haben, und Caesar 37. Er war jünger als mein Vater, aber nur knapp. Er besaß die gleiche Zuversicht und Selbstsicherheit wie mein Vater, aber anders als er war Caesar weltgewandt und studiert, das heißt, er sprach mit Fachkenntnissen und nicht nur aus persönlicher Überzeugung über das, was für Nigeria am besten sei, was für unseren Kontinent am besten sei. Ich war stolz, wenn ich sah, wie die Leute zuhörten, wenn Caesar sprach, wie sie sich vorbeugten, um ja kein Wort zu verpassen. Caesar sprach leise, manchmal fast unhörbar, eine der Eigenschaften, die mich als Erstes zu ihm hingen; aber mit der Zeit verlor diese Eigenart ihren Reiz, und ich begann sie nur noch als Charmeoffensive wahrzunehmen. Ich verlor den Glauben an die Politik und die Geduld mit denjenigen, die meinem Mann an den Lippen hingen, vor allem mit den Frauen, die ihm Honig ums Maul schmierten und ihm das Gefühl gaben, er solle und würde

der nächste Präsident von Nigeria werden.

Antonio war ursprünglich Caesars Freund. Er war als erster schwarzer Kulturattaché Brasiliens nach Nigeria gekommen. Er war Fotograf und wurde von allen geliebt, sowohl von der Elite von Lagos als auch von den Leuten in den Straßen und Dörfern, die sein bevorzugtes Sujet darstellten. Er war ein paar Jahre jünger als ich und ein Anhänger des Candomblé-Kults — zwei Gründe mehr (abgesehen davon, dass er Caesars Freund war), warum ich nie gedacht hätte, dass ich mich in jemanden wie ihn verlieben würde. Andererseits hätte ich auch nie gedacht, dass ich jemanden heiraten würde, der schon verheiratet war. Am Ende war es Antonio und nicht der Prediger, zu dem ich hinging, als ich von Caesars zweiter Frau erfuhr. Antonio war der Mann, der immer Zeit für mich hatte, der Mann, dem Pomp und Gloria nichts bedeuteten, und der Mann, der Fragen stellte, die niemals oberflächlich waren. Der Mann, der fotografierte und an die Macht der Kunst glaubte. Manchmal musste ich nur an die kleinste Berührung seiner Hand denken, schon war ich erregt und fantasierte davon, wie es wohl wäre, weiter zu gehen. Ich stellte mir verbotene Begegnungen vor, Orte, an die wir zusammen reisen könnten, wo wir tanzen, lachen und uns lieben würden. Ich stellte mir vor, furchtlos zu sein, dabei rang ich mit der Angst, meinen Mann zu betrügen (obwohl er ja mich betrogen hatte), und mit der Angst, vor unseren Freunden und vor Antonios entzückender Frau bloßgestellt zu werden. Am meisten fürchtete ich, meinen Vater zu enttäuschen, der durch den Tod meiner Mutter schon genug Kummer ertragen musste.

5

Die Nachricht verrät nichts, außer Morayos Namen: Kein Wann und Wie, nur dass man für weitere Information folgende Nummer wählen solle. Ich muss mich lange durchfragen, bis ich jemanden dran habe, der Bescheid weiß, aber irgendwann bestätigt mir eine Schwester, dass Morayo tatsächlich im Krankenhaus liegt, dass sie gestürzt sei und gerade an der Hüfte operiert werde. Schockiert muss ich an meine vielen Versprechen denken, zum Tee vorbeizukommen und die Jungs mitzubringen. Aber jede Woche hatte ich irgendeinen neuen Vorwand, und der Besuch fiel wieder aus.

Das St Mary's Hospital ist nicht weit von der Schule der Jungs, und nachdem ich die Kinder abgeliefert habe, kaufe ich Blumen und fahre hin. Ich hatte nicht nach den Besuchszeiten geschaut, aber notfalls würde ich mich einfach als Morayos Tochter ausgeben. Ich bin sicher, dass Morayo mich dem Krankenhauspersonal ohnehin so vorgestellt hätte: »Meine Tochter, Sunshine.« Also nehme ich den Fahrstuhl in den siebten Stock und bin froh, dass mich niemand aufhält. Morayos Bett ist mit einem geblühten Plastikvorhang von den Nachbarbetten abgetrennt, sie liegt auf dem Rücken und atmet durch den Mund. Behutsam berühre ich sie am Handgelenk und sage flüsternd hallo. Ein paar drahtige weiße Härchen sprießen aus ihren ansonsten dunklen Augenbrauen. Es macht mich traurig, sie so müde zu sehen und älter als beim letzten Mal. Ich tätschele ihr die Hand und flüstere ihr zu, dass ich gleich wieder da sei. Ich muss die Blumen in Wasser stellen. Es gibt einen Beistelltisch, aber keine Vasen. Daran hätte ich denken sollen.

Auf der Schwesternstation sind alle sehr beschäftigt, aber ein paar Minuten später bietet mir jemand seine Hilfe an, und nach einiger Sucherei reicht man mir einen Plastikbecher Wasser. Sehr unelegant und viel zu klein, aber ich tue mein Bestes, um Morayos Lieblingsblumen darin aufzurichten, während dieselbe Schwester jetzt nach ihr schaut.